

Buchbesprechungen

Einzigartiges Zeitdokument

INGE THÖNS & HERBERT BLANK: **Librairie Au Pont de l'Europe – Die erste Exilbuchhandlung in Paris**, Wallstein Verlag, Göttingen 2018, 376 Seiten, 39 EUR

Ein Gästebuch gab den Anstoß zur Entstehung dieses bemerkenswerten Werkes: das Gästebuch der Buchhandlung ›Au pont de l'Europe‹ in Paris, das man seinerzeit nur ausgesuchten Besuchern vorzulegen pflegte. Es wurde 1999 auf der Stuttgarter Antiquariatsmesse von Herbert Blank erworben. Persönlichkeiten wie Alfred Döblin, Klaus und Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Joseph Roth, Robert Musil, Anna Seghers, Ernst Toller, Franz Werfel und Kurt Wolff hatten sich darin eingetragen, aber auch Marlene Dietrich, Lotte Lenya und Kurt Weill waren dort zu Gast, ebenso wie André Gide, Gertrude Stein und Paul Valéry. Die Buchhandlung ›Au pont de l'Europe‹ war von 1933 bis 1940 ein geistiges Refugium für die aus Nazi-Deutschland vertriebenen Literaten und Künstler und zugleich ein Ort der Begegnung zwischen zwei Kulturen – der französischen und der deutschen. Diese von dem jüdischen Verleger und Buchhändler Ferdinand Ostertag gegründete erste deutsche Exilbuchhandlung in Paris war ein Hort freiheitlich europäischen Denkens, in dem viele, die sich für Frieden und Völkerverständigung einsetzten, verkehrten.

Als die Buchhandlung 1940 beschlagnahmt und der Bestand verkauft wurde, ist es wohl gelungen, noch einiges zu retten. So auch das Gästebuch, in das sich 67 prominente Besucher eingetragen haben. Es ist in diesem Band vollständig als Faksimile wiedergegeben. Als Geburtstagsgeschenk von Herbert Blank führte es dessen Lebensgefährtin Inge Thöns auf den Weg eines zwölfjährigen Quellenstudiums. Wer war Ferdinand Ostertag? Wie ist es zur Gründung der Buchhandlung ›Au pont de l'Europe‹ gekommen? Wer waren seine Mitstreiter, wer die Besucher?

Die Autorin nimmt den Leser mit auf eine spannende Spurensuche: Behörden, Verlage, Handelsregister, Banken und der Börsenverein des Deutschen Buchhandels wurden erfolgreich konsultiert. Daraus ergibt sich der Werdegang eines außergewöhnlichen Menschen. Ferdinand Ostertag wurde 1893 als Sohn eines jüdischen Buch- und Musikalienhändlers in der – stark jüdisch geprägten – Garnisonstadt Glogau in Schlesien geboren. Er wurde traditionsbewusst erzogen, begeisterte sich für zukunftssträchtige Ideale und strebte dem Beruf des Vaters nach. Nach dem Tod des Vaters im Jahre 1914 wurde die Lage für Mutter und Sohn schwierig, und sie mussten den Laden aufgeben.

Ostertag war 26 Jahre alt, als er das heimische Glogau verließ, um in Berlin neue, größere Zusammenhänge zu finden. Er wurde Buchhändler und Verleger, mit einem Schwerpunkt auf Judaica und Orientalia, suchte und fand Kontakte zu Künstlern und Schriftstellern. Thöns schildert anschaulich die politische, soziale und künstlerische Szenerie, in die er dort eintauchte. Der Lebenshunger im Berlin der zwanziger Jahre war gewaltig, bedeutende Regisseure und Schauspieler belebten die Theater, der Stummfilm begeisterte das Publikum, große Dirigenten bestimmten das Musikleben. Ostertag war ein agiler, dienstfertiger Händler, beschlagen auf den Gebieten der Literatur, Kunst und Philosophie, und konnte in diesen turbulenten Zeiten auf sich aufmerksam machen – auch, indem er in seinen Räumen ein Forum für Lesungen und Vorträge bot. Wenn man die Signaturen der Exil-Schriftsteller im Gästebuch heranzieht und deren Verlagswahl Anfang der zwanziger Jahre in Deutschland rekapituliert, erlaubt das Sortiment seiner Buchhandlung den

Rückschluss, dass Ostertag sicher schon in Berlin einige der Autoren kennengelernt hat. Die akribischen Recherchen von Inge Thöns führen zu immer neuen Entdeckungen, über die man nur staunen kann. Bemerkenswert ist beispielsweise der Hinweis auf die große Anzahl an Annoncen, die Ostertag in der ›Jüdischen Rundschau‹ aufgab, um auf seine Buchhandlung und seinen Verlag aufmerksam zu machen, und die in Abbildungen wiedergegeben werden.

In diesen Jahren gab es zahlreiche deutsch-französische Initiativen im Berliner Kulturleben. Gerade an der Geschichte der 1928 gegründeten ›Deutsch-Französischen Gesellschaft‹ wird deutlich, welch großen Anteil das jüdische Bürgertum am deutschen Kulturleben hatte. Doch der Antisemitismus nahm zu, und Ostertag geriet in den Strudel der Weltwirtschaftskrise, die sein Vermögen verschlang, nachdem er seine Buchhandlung schon 1928 aufgegeben hatte. Aus allen diesen Gründen beschloss er 1931 in weiser Voraussicht, Berlin zu verlassen und einen Neuanfang in Paris zu wagen. Dort betreute er zunächst die deutsche Abteilung einer Buchhandlung, die von einem Schweden geführt wurde. Doch auch diese musste wegen schlechten Geschäftsgangs geschlossen werden. Ostertag aber ließ sich durch das Wegbrechen seiner immer wieder neu aufgebauten Existenz nicht entmutigen. Seine Art zu kämpfen war es, täglich neu die Initiative zu ergreifen und Pläne zu verwirklichen, immer wieder Menschen für Literatur und Kunst zu gewinnen – und für Ideen, die Epoche machten.

Am 15. März 1933 konnte er durch Beziehungen zu prominenten Persönlichkeiten zusammen mit dem Schweizer Bankier Arnold Naville und dem Buchhändler Otto Wittenborn ›Au pont de l'Europe. Librairie Française et Etrangère‹ gründen. Gefunden wurde eine noble Adresse in den Räumlichkeiten einer Galerie in 17, rue Vignon, die von vielen Künstlern besucht wurde. Die Symbiose von internationaler Buchhandlung und ebensolcher Galerie war sehr günstig. Besucher wie Pablo Picasso, Georges Braque, Fernand Léger und andere mussten durch die Buchhandlung gehen, um in die Galerie zu gelangen. Kosmopolitisch-europäisch

gesinnte Menschen waren gern gesehene Gäste, und Ostertag war ihr Gesprächspartner, ein Vermittler und Förderer der von den Nazis verbotenen deutschen Exil-Literatur, nicht zuletzt war er es, der das Ansehen ihrer Autoren in der europäischen Literaturszene aufrechterhielt. ›Au pont de l'Europe‹ wurde zu einem wichtigen Treffpunkt der Emigranten, geflüchtete deutsche Schriftsteller, Künstler, Mediziner und Rechtsanwälte versammelten sich hier. Walter Benjamin nannte sie »eine Arche, als die faschistische Sintflut zu steigen begann« (S. 218). Ostertag hielt aufgrund seiner demokratischen Gesinnung an der Idee eines vereinten Europas der Nationen fest. So war der Name der Buchhandlung wie eine Beschwörung: ›Au pont de l'Europe‹ heißt: »Zur Brücke Europas.« Dahinter stand die Hoffnung auf eine Kraft, die dieses gewaltige Zukunftswerk vollbringen könnte.

Doch die Arbeitslosigkeit in Frankreich stieg an, und jüdische Unternehmen wurden zunehmend als Konkurrenz angesehen. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht 1939 in Polen begann man mit der Internierung deutscher und österreichischer Staatsangehöriger, auch in Paris wuchs der Druck auf die Emigranten. 1940 wurde die Buchhandlung als jüdisches Unternehmen von Staats wegen zerschlagen und der Bestand verkauft. Ostertag, zwischenzeitlich mehrfach interniert, flüchtete schließlich nach New York. Er starb 1963.

Die im Gästebuch vereinigten Besucher der Buchhandlung haben uns, sozusagen zwischen den Zeilen, etwas aufgetragen, mitgeteilt. Die 67 Signaturen, einige davon mit persönlicher Widmung, heben es in den Rang eines einzigartigen Zeitdokuments. Nach dem Tod von Inge Thöns im Jahre 2014 hat Herbert Blank das Werk vollendet und die Biografien dieser Persönlichkeiten kenntnis- und facettenreich niedergeschrieben. Dabei werden erschütternde Schicksale sichtbar. So erhalten die stummen Zeugen einer unheilvollen Zeit eine Stimme, und es wird deutlich, wie sehr die mörderische Verfolgung der Juden profundes Wissen der deutschen Kultur als geistige Tradition und als Lebensqualität auslöschte.

Roswitha von dem Borne

Verderbliches Schweigen

NATASCHA WODIN: **Irgendwo in diesem Dunkel**, Rowohlt Verlag, Reinbek 2018, 240 Seiten, 20 EUR

Nach ihrem Erfolgsroman ›Damals in Mariupol‹ legt die 1945 in einem Lager für ehemalige russische Zwangsarbeiter geborene Autorin ein weiteres, unverhüllt aus der eigenen Biografie erwachsenes Buch vor. Nach der Gestaltung des erschütternden Schicksals ihrer ukrainischen Mutter, die sich 1955 in der Regnitz bei Fürth ertränkte, ist es nun der Vater, dessen Lebensspuren sie zu ergründen sucht. Anders jedoch als bei der geliebten Mutter bleibt ihr das Meiste aus dem Leben ihres Vaters, eines gewalttätigen, dem Alkohol verfallenen Menschen, den sie fürchtete und hasste, verborgen, vor allem wegen seines Schweigens: Er weigerte sich, die deutsche Sprache zu gebrauchen, blieb also in seiner Umgebung total isoliert, vergrub sich im Gesang (er war – bis zum katastrophalen Verlust seiner Stimme – Mitglied eines russischen Kosakenchores, der weltweit konzertierte) und in die Lektüre russischer Romane, die er sich aus der Tolstoi-Bibliothek in Moskau schicken ließ. Dieses Schweigen ist die Ursache dafür, dass die Tochter nur spärliche Informationen über die Lebensgeschichte dieses Mannes besitzt, der, das zumindest gab er hin und wieder preis, in einem Wolgadorf aufwuchs – eine Kindheit, die er paradisiisch verklärte.

Diese Leerstellen füllt die Autorin mit der Darstellung ihrer eigenen, an katastrophalen Ereignissen kaum zu übertreffenden Kindheit und Jugend aus: Nach dem Tod ihrer Mutter gab der Vater das zehnjährige Mädchen in ein katholisches Kinderheim in Bamberg, wo sie dem Terror immerwährender Gebete ausgesetzt war und jähzornige Nonnen sie beherrschten, welche die ihnen anvertrauten Kinder hassten. Danach zieht die Familie (sie hat noch eine jüngere Schwester) in eine Siedlung für nicht repatrierte ehemalige Zwangsarbeiter. Als »Russki« wird Natascha in der Schule ausgegrenzt, verhöhnt und verspottet, obwohl sie keine größere Sehnsucht hat, als dazuzugehören, eine Susanne oder Gerda zu sein. Was sie wie ein düsterer Reif umkettet, ist ein doppeltes Schweigen; das

jede Kommunikation mit der deutschen Umgebung verweigernde Schweigen des Vaters findet seine fatale Entsprechung im Schweigen der Deutschen, die sich weigern, ihre Verstrickung in die NS-Verbrechen zur Sprache zu bringen, »und diese beiden Schweigen«, resümiert die sich Erinnernde, »haben sich über mich geschlossen wie eine Wasserdecke« Der Hass, dessen Ursache sie nicht begreift (die jüngere Schwester bleibt davon unberührt), und der sich in unberechenbaren Gewaltexzessen entlädt, hat nur ein Pendant: den Hass auf Stalin und die Sowjetmacht, vor der die damals jungverheirateten Eltern 1943 ausgerechnet nach Nazideutschland flohen. Er wählt, da er die Rückkehr verwirft, die »undurchdringliche innere Emigration« in eine selbstgewählte Einsamkeit, welche die verstoßene Tochter, trotz allem, mit Mitleid erfüllt.

Mit 16 Jahren verwehrt ihr der Vater, weil sie sich angeblich hurenhaft verhält (sie trägt rote Stöckelschuhe), den Zutritt in die Wohnung; sie lebt als obdachlose Streunerin auf der Straße, wird vergewaltigt und treibt das Kind (eine schreckliche Szene) selbst ab, da sie keine Hilfe findet. In diesem düsteren Milieu, das die Autorin lakonisch und ungeschönt beschreibt, gibt es nur zwei Glücksmomente, die aufleuchten wie selige Inselsituationen: ein mehrmonatiger Erholungsaufenthalt in Wallonien, wo sie erstmals ungebrochenes, herzliches Vertrauen erfährt; und die Zuwendung eines deutschen Personalchefs, der sie als Telefonistin anstellt und damit das Bettlerdasein beendet.

Das Buch beginnt 1989. Die inzwischen als Schriftstellerin erfolgreiche Tochter kehrt in die süddeutsche Unglückslandschaft ihrer Kindheit zurück und erlebt das Sterben ihres Vaters, der nach Jahren im Altersheim nun ein eklatantes Siechtum im Krankenhaus durchleidet, ein Martyrium, aus dem ihn niemand erlöst. »Ein Greis«, stellt die distanzierte Tochter sachlich fest, »von biblischer, von monströs gewordener Langlebigkeit – als wäre der Tod die letzte

menschliche Schwäche, die ihm, der Schwäche immer verachtet hatte, nun zu seiner Erlösung versagt blieb, damit er sie bis zu Ende auslitte an sich selbst ... Manchmal erinnerte er mich an Michail Bulgakows Pontius Pilatus, der irgendwo allein im Universum auf einem steinernen Thron saß und, für immer schlaflos, ins Licht des Mondes starrte.« Es ist wie ein schick-

salhaftes Signum, dass das Foto, das die Tochter vom Verstorbenen macht, misslingt: »Der Film war leer.« Mit diesem Satz schließt der Roman. – Das eigentlich Wunderbare dieses trotz seiner Düsternis großartigen Buches ist die Tatsache, dass aus der *displaced person* von einst eine anerkannte Schriftstellerin wurde.

Jürgen Raßbach

Das Verschwinden als Motiv

OLIVIER GUEZ: **Das Verschwinden des Josef Mengele**, Aufbau Verlag, Berlin 2018, 224 Seiten, 20 EUR // USAMA AL SHAMANI: **In der Fremde sprechen die Bäume arabisch**, Limmat Verlag, Zürich 2018, 192 Seiten, 25 EUR

Von viel Aufmerksamkeit begleitet ist im letzten Spätsommer die deutschsprachige Ausgabe von Olivier Guez' Roman ›Das Verschwinden des Josef Mengele‹ erschienen. Das Buch war ein Jahr zuvor in Frankreich ein gewaltiger Erfolg gewesen. Hierzulande ist Guez durch seine maßgebliche Mitarbeit am Drehbuch des Spielfilms ›Der Staat gegen Fritz Bauer‹ (2015) bekannt geworden. Für seinen neuen Roman hat sich der 1974 in Straßburg geborene Schriftsteller einen brisanten Gegenstand ausgewählt: den Lebensweg des KZ-Arztes Josef Mengele (1911–1979) im südamerikanischen Exil, wo er lange Zeit mit anderen Nazi-Verbrechern unbeschadet wirken konnte. Diese Umstände – erst 1959 erließen deutsche Staatsanwälte einen Haftbefehl gegen ihn – sind so unbegreiflich wie skandalös. So verhält es sich auch mit dem Widerstand, gegen den der aufrechte Fritz Bauer anzukämpfen hatte, weshalb der erwähnte Film eine wichtige Tat bleibt.

Guez beschreibt auf Grundlage ausgiebiger und sorgfältiger Recherchen die drei Jahrzehnte von Mengeles Flucht nach Südamerika 1949 bis zu dessen Tod dortselbst, selbstverständlich mit vielen, geschmeidig eingewobenen Rückgriffen in die früheren Jahre, insbesondere jene Zeit, da Mengele in Auschwitz zahllose Menschen in den Tod schickte und als zynischer Arzt gefürchtet war. Guez beschreibt mit kalter Distanz, aber sinnlich und lebensnah, wie sich Mengele zunächst im Argentinien Juan Peróns

bestens einzurichten vermochte, beruflich erfolgreich war und privat ganz nach seinem Geschmack lebte – durchaus mit der Erwartung, in der Heimat eines Tages wieder gebraucht zu werden; wie er aber später mehr und mehr auf der Flucht war und nach der spektakulären Entführung Adolf Eichmanns durch den israelischen Geheimdienst Mossad im Jahr 1960 endgültig zum Gehetzten wurde: »Nun ist er dem Fluch Kains ausgeliefert, dem ersten Mörder der Menschheit: ein Getriebener, der über die Erde irrt, wer ihm begegnet, wird ihn töten.« (S. 102) Verloren gehen ihm die Kontrolle, der Bezug zu seiner Heimat, seine Leibeskraft und seine Selbstbeherrschung; schließlich stirbt er beim Baden im Atlantik.

Guez schreibt klar, flüssig und brillant, gibt seine auktoriale Distanz aber zunehmend auf, indem er bei der Schilderung der von Mengele durchlebten Qualen erkennbar eine Art von Genuss zeigt – etwa daran, dass dieser keine Erektion mehr bekommt oder »den widerwärtigen Geschmack von Scheiße im Mund« ertragen muss. (S. 172) Leider gleitet der so wortmächtige und feinsinnige Autor hier und an wenigen ähnlichen Stellen ganz ohne Not in die Gossensprache ab. Deutlich tritt zutage, dass darin eine Art von Genugtuung für Mengeles abgründige Bosheit erlebt werden soll – ganz als müsse das irdische Gericht, zu dem sich die Gesellschaft nicht willig und mächtig zeigte, auf diese Weise nachgeholt werden!

Das führt zu einem Problem, das dieser so kunstvoll geschriebene und gestaltete Roman aufwirft: Wenn ein euphorischer Journalist eingangs seiner Rezension rhetorisch fragt: »Wie schreibt man im Jahr 2018 einen Roman über Josef Mengele?«¹, so scheint sehr viel naheliegender eine andere Frage zu sein: *Warum* schreibt man im Jahr 2018 einen Roman über Josef Mengele? Guez hat die vom Terror geprägten Jahre 2015 und 2016 in Paris mit all ihren Begleiterscheinungen aus nächster Nähe mitbekommen und bekannt, dass er in der Geschichte Mengeles ein »metaphorisches Märchen«² sieht, in dem sich unsere Gegenwarts-kultur spiegeln lässt, da sich Abgründiges heute wieder so offen und unverhohlen zeigt.

So sehr einem der Verlauf solcher Schicksale wie das Josef Mengeles und die jahrzehntelang aufgeschobene Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen bis heute aufbringen und umtreiben kann, so hilflos wirkt im Grunde solch ein Roman, was sich nicht zuletzt in dem starken Appell am Ende zeigt: »Nehmen wir uns in Acht, der Mensch ist ein formbares Geschöpf, nehmen wir uns vor dem Menschen in Acht.« (S. 214)

Eine in mehrfacher Hinsicht andere Welt tut sich mit Usama Al Shahmanis zeitgleich erschienenem Roman »In der Fremde sprechen die Bäume arabisch« auf. Al Shahmani ist ein hierzulande kaum bekannter Schriftsteller aus dem Irak. Sein gemeinsam mit der Berliner Autorin Bernadette Conrad verfasstes Buch »Die Fremde – ein seltsamer Lehrmeister« hat der Rezensent vor Monaten den werten Lesern vorgestellt (vgl. DIE DREI 3/2018). Hier erfahren wir in der schlichten, aber bildkräftigen Sprache eines Menschen, der sich als Exilant jedes deutsche Wort in zähem Fleiß hat aneignen müssen, wie er parallel zu seinem ganz allmählichen Heimisch-Werden im schweizer Exil vom Verschwinden – darin begegnen sich die Motive beider Bücher – seines geliebten Bruders im Irak erfährt und diesen Vorgang aus der Ferne über Monate und Jahre hinweg ohnmächtig begleiten muss. Wahrscheinlich ist dieser dem Terror und der Willkür-Herrschaft in der Hauptstadt Bagdad zum Opfer gefallen, die er nicht verlassen wollte; sein Schicksal ist ungewiss.

Beschrieben wird, wie Al Shahmani zum einen allmählich in der Kultur Mitteleuropas heimisch wird, aus ihren gänzlich anderen Lebensverhältnissen zu schöpfen lernt, was am Beispiel der ihm bis dahin gänzlich unbekanntem Waldspaziergänge und Bergwanderungen gezeigt wird, und zugleich so etwas Ur-Heimatliches wie den Kontakt zu seinem Bruder verliert; und wie er in immer wieder vorkommenden Momenten heftig empfundener Einsamkeit Bäume als lebensvolles Gegenüber erfährt. Szenen aus dem früheren Leben im Irak, gedankenvolle Naturerlebnisse in der Schweiz, Auseinandersetzungen mit den Mitmenschen hier und verzweifelte Telefonate mit zurückgelassenen Familienmitgliedern wechseln einander ab. Darin begegnen wir einer Seele, die darum ringt, alles dies zu vereinen, Lebensmut und Lebensbejahung zu finden, kurz: im Ich zu bestehen, das die unverlierbare Menschen-Heimat ist.

Das alles steht in starkem Kontrast zu Guez' brillantem Roman: Dort eine reine Vorstellungswelt aus Abstand beschrieben, hier ein konkretes Menschenschicksal aus der Nähe. Gemeinsam ist beiden Geschichten, dass sie durch Gewaltherrschaft und Verbrechen ausgelöst wurden, die bis in die Gegenwart fortwirken ...

Johannes Roth

- 1 Felix Stephan: »Hamsun mit Fischbesteck«, in: »Süddeutsche Zeitung« vom 21. August 2018, S. 12.
- 2 Hilmar Klute: »Jetzt kehrt die Geschichte zurück«, in »Süddeutsche Zeitung« vom 8. August 2018, S. 3.

Anzeige

**Bücher anthroposophischer
Verlage und jedes lieferbare
Buch bestellen auf
Glomer.com oder telefonisch
+49 (0) 7578 7729 735**

Glomer.com
Buchversand

die Drei 1-2/2019